

**Ines Nandi**

**Zeiten-Sprung**  
Roman

***LESEPROBE***

ISBN: 3980773647

© 2004 Ines Nandi

Umschlagzeichnung: Barbara Willar

Heimdall Verlag

Printed in Germany

## Lela

Lela blickte zum Himmel auf. Schwere schwarze Gewitterwolken türmten sich dort, schon zuckten vereinzelt Blitze. Aus dem nahen Dschungel drang das Krachen von Zweigen – Elefanten. Was hatte die Weise Priesterin gesagt? „Ein Jüngling wird kommen in einem silbernen Vogel...“ Nichts weiter. Warum wartete sie hier schon seit Tagen um dieselbe Stunde?

Lela wollte sich zum Gehen wenden, da ließ ein zischendes Geräusch sie zusammenfahren. Sie wurde von einem strahlenden Glanz geblendet; erschreckt schlug sie die Hände vor die Augen. „Hab keine Angst“, sagte eine männliche Stimme in einem fremden Akzent. „Schau mich an, ich bin ein Mensch.“ Vor ihr stand ein junger Mann von vielleicht 25 Jahren. Er war hoch gewachsen und schlank, hatte ein ebenmäßiges Gesicht mit einer geraden Nase, braunen Augen und wohlgeformten Lippen. Der Fremde trug seltsame Kleidung: ein eng anliegendes weißes Hemd und an den Beinen blaue Röhren, die, wie sie später erfuhr, „Hosen“ hießen. Die Füße waren merkwürdig verhüllt – Lela ging barfuß. Auch seine Haartracht kam ihr ungewöhnlich vor: Die kurz geschnittenen hellen Haare ließen die Ohren frei. „Er ist gekommen. Der Jüngling in dem silbernen Vogel!“, dachte das junge Mädchen. Sie sah ihn mit großer Scheu, doch geradeheraus, an. Er erwiderte ihren Blick und schaute ihr in die Augen. „Du bist sehr schön. Wie heißt du?“ – „Lela.“ Ihre Stimme war kaum hörbar. „Und du?“ – „Ich bin Jürgen. Du fragst dich sicher, woher ich so plötzlich komme, Lela. Schau dieses Ding hier an.“ – „Den Silbervogel?“ – „Es ist kein Vogel. In der Sprache meines Landes nennt man dies eine ‚Maschine‘. Es ist ein Gerät, mit dem man durch die Zeit reisen kann. Weißt du, ich komme aus deiner Zukunft. Von mir aus gesehen, hast du vor 7000 Jahren gelebt.“ Lela staunte. „Die Weise Priesterin hat mir erklärt, dass Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Bewusstsein Eins sind, aber dies verstehe ich nicht. Wie kommt es, dass du mit dem Körper durch die Zeit reisen kannst?“ – „Eine kluge Frage. Aber meine Antwort wäre unverständlich für dich. Willst du nicht meinen ‚Vogel‘ kennen lernen?“ – „Ich weiß nicht,“ sagte Lela zögernd. „Ist auch bestimmt kein böser Zauber dabei?“ – „Sehe ich wie ein böser Zauberer aus?“ – „N-nein.“

Ich werde es wagen.“ – „Schön. Dann komm! Als erstes solltest du die Maschine anfassen. Du wirst feststellen, dass sie aus Metall ist.“ Das junge Mädchen legte seine Hand auf das silberne Gefährt. „Ja, es ist Metall.“ – „Du siehst also, dass es kein Tier ist. Man nennt dieses Metall ‚Aluminium‘. Magst du jetzt einsteigen? Schau, hier ist eine Treppe. Ich gehe voran.“ Der Fremde verschwand durch eine offen stehende Tür. Lela zögerte, doch schließlich siegte ihre Neugier. Sie folgte ihm in das Innere des „Silbervogels“.

Draußen ging unter heftigem Donnern und Blitzen ein kräftiger Wolkenbruch nieder. In der Maschine war es kühl; sie war von einem Licht erleuchtet, das nicht von der Sonne kam und auch nicht von den Talgkerzen, die Lela kannte. „Das hier ist der ‚Pilotensitz‘“, sagte Jürgen. „Magst du ihn einmal ausprobieren?“ In Lelas Stadt saß man im Schneidersitz am Boden. Vorsichtig setzte sie sich. Der junge Mann neben ihr zeigte auf eine Ansammlung von fremdartigen Dingen – er nannte sie „Hebel“, „Kontrollleuchten“, „Bildschirm“, „Tastatur“... „Dies ist das ‚Cockpit‘ mit dem ‚Bordcomputer‘, Lela. Ich werde jetzt den Computer fragen, ob ich angekommen bin, wohin ich wollte. Einen Augenblick!“ Auf dem Bildschirm erschien eine Schrift. Jürgen las laut vor: „Chandranoooga, Indien, Gangeshochkultur, 5003 vor Christus. – Wunderbar, genau dies war mein Ziel. Ob Mutters Familie wohl noch lebt?“ – „Die Familie deiner Mutter?“, wunderte sich Lela. „Wenn *du* aus der Zukunft kommst, Fremder, kann doch *sie* nicht von hier stammen!“ – „Nenn mich nicht ‚Fremder‘, Lela“, bat Jürgen. „Meine Mutter wurde tatsächlich in eurer Stadt geboren. Diese Zeitmaschine hat mein Vater gebaut, der Chandranoooga vor 30 Jahren besuchte. Damals nahm er Raita mit sich in unsere Zeit.“ – „Raita? Sagtest du Raita?“ Lela sprang erregt auf. „Du kennst sie?“ Jürgen war ebenso aufgewühlt. „Ob ich sie kenne? Ich habe sie nie gesehen. Aber ich kenne ihre Geschichte. Man erzählt sich, ein Gott habe sie vor langer Zeit entführt.“ – „Wirst du mich zu ihren Verwandten bringen können?“ – „Gerne, wenn du das willst.“ – „Darum bin ich ja hier!“ – „Warum ist denn Raita nicht mit dir gekommen?“ – „Es war nicht möglich. Sie wäre auf dem Weg hierher gestorben. Das hat mein Vater herausgefunden.“ – „Wie furchtbar! Ich hätte sie so gerne kennen gelernt. Eine Frau, die in die Zukunft reist... Seid ihr

nicht doch aus göttlichem Geschlecht, dein Vater und du?“ Jürgen lachte verlegen. „Ich bin kein Gott, ich bin ein Mann und ein Mensch wie du, Lela, das sagte ich doch vorhin schon!“ Von einem Impuls überwältigt, nahm er sie in die Arme und küsste sie. Mit blutrotem Gesicht standen sie voreinander. „Verzeih“, entschuldigte sich Jürgen, „es überkam mich plötzlich.“ – „Es ist gut. Ich bin dir nicht böse. Wollen wir jetzt zu meinen Eltern gehen? Du sollst unser Gast sein.“

Der Weg nach Chandranooga führte durch den dichten Dschungel. Jürgen zögerte, bevor er Lela in den Urwald folgte. „Gibt es dort drin wilde Tiere?“ fragte er vorsichtig. „Anders als dein ‚Vogel‘ sind diese Tiere lebendig“, lächelte seine Begleiterin. „Habt ihr bei euch in der Zukunft keine Wälder?“ – „Doch, sicher. Aber es leben in ihnen nur Rehe und Hasen. Vor einem Tiger hätte ich, ehrlich gesagt, furchtbare Angst.“ – „Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich bin hier zu Hause. Alle Wesen des Dschungels sind mir vertraut und meine Freunde.“ – „Auch die Raubkatzen?“ – „Ja, gewiss.“ – „Dann musst du eine sehr, sehr mutige Frau sein.“ – „Nicht mutiger als einer, der mit dem Körper durch die Zeit reist. Komm!“ Jürgen fasste nach Lelas Hand. Sie drückte die seine aufmunternd und betrat mit ihm den Wald. „Weißt du“, erklärte er, „ich bewege mich nicht oft in der freien Natur. Meine Heimat sind die Städte. Mit Tieren habe ich selten zu tun. Ich schaue sie mir nicht einmal im ‚Zoo‘ an.“ – „Was ist ein Zoo?“ – „Das ist ein Ort, wo wir Wildtiere gefangen halten.“ – „Ihr haltet Tiere gefangen? Aber warum denn?“ – „Weil die meisten Menschen keine Gelegenheit haben, sie in Freiheit zu beobachten.“ – „Deine Welt scheint schwer verständlich zu sein. Ich weiß nicht, ob ich dort leben wollte.“

Plötzlich erstarrte Jürgen vor Schrecken. Im Unterholz hatte sich etwas bewegt... ja, es war ein Tiger! Auch Lela hatte das Tier gesehen. Sie lockte es mit leisen, zärtlichen Lauten zu sich. Jürgen wagte kaum zu atmen. „Bleib ganz ruhig, es ist nur Ana“, sagte das junge Mädchen. Sie kralte die große Katze im Nacken und unter dem Kinn. „Das mag sie“, freute sie sich. Sie machte Jürgen ein Zeichen, dass sie ihren Weg fortsetzen sollten. Die Tigerin begleitete das Paar eine Weile, dann verschwand sie im Dschungel. Als sie fort war, fing Jürgen am ganzen Leibe zu zittern an, Schweiß brach ihm aus allen Poren. Lela bemerkte es mit Verwunderung. „Du hast ja wirklich

Angst.“ – „Hoffentlich verachtest du mich jetzt nicht.“ – „Warum sollte ich? Was dem Menschen fremd ist, das macht ihm Furcht. Auch ich hatte anfangs vor dir und deiner ‚Zeitmaschine‘ Angst.“ – „Du hast sie sehr bald überwunden. Eine erstaunliche Frau bist du.“ Lela senkte befangen den Kopf, ohne zu antworten. Jürgen griff wieder nach ihrer Hand. „Wenn du nicht dabei gewesen wärest, hätte mich die Bestie zerrissen.“ – „Ana ist keine Bestie. Ich habe schon mit ihr gespielt, als sie ein kleines Kätzchen war.“ – „Sind alle Leute aus deiner Stadt so vertraut mit den Tieren des Waldes?“ – „Nicht alle. Ich lernte den Wald durch die Weise Priesterin kennen, deren Nachfolgerin ich werden soll.“

Eine Horde Affen tobte kreischend durch die Bäume. Die beiden jungen Menschen wanderten schweigend weiter, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Für Lela hatte die Zukunft bisher klare Umrisse gehabt: Seit ihrer Geburt bestimmten die Sterne sie zur zukünftigen Weisen Priesterin von Chandranooga. Nun, da sie den Fremden aus der Zukunft getroffen hatte, kamen ihr Zweifel an ihrem Schicksal. Jürgen dachte an Nina, seine Verlobte, die zu Hause auf ihn wartete. Wie verschieden sie war von dieser zarten, feingliedrigen Gestalt an seiner Seite, deren schwarze Haare bis zu den Knöcheln reichten und die Tiger zu Freunden hatte! Er blickte sich um: So farbenprächtig war der Dschungel wie undurchdringlich; allein hätte er sich nie und nimmer hineingewagt. „Erzähle mir von Raita!“, bat jetzt Lela. „Es muss unendlich schwer für sie gewesen sein, sich in eure Welt einzufügen!“ – „Das ist richtig. Am Anfang sprach sie nicht einmal unsere Sprache, nur ein paar kleine Sätze, die mein Vater ihr beigebracht hatte. Aber die Liebe gab ihr die Kraft, die sie brauchte. Sie war begierig zu lernen, darum lernte sie sehr schnell. Die Heimat ihres Mannes wurde auch zu ihrer Heimat.“ – „Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie niemals Heimweh gehabt haben soll.“ – „Sicher hatte sie Heimweh. Aber sie wusste, dass sie nicht nach Chandranooga zurückkehren konnte, also machte sie das Beste aus ihrer Lage. Sie sprach nie mit irgendjemandem über ihre Gefühle.“ – „Was für eine grausame Strafe! – Womit verbringt deine Mutter ihre Zeit?“ – „Sie ist eine ‚Hausfrau‘. Sie hält das Haus in Ordnung, kocht und wäscht, arbeitet im Garten. In ihrer freien Zeit zeigt sie Frauen und Mädchen die Tänze ihrer Heimat, dadurch habe ich...“ Jürgen unterbrach sich hastig. „Du hast – was?“

– „Ach, nichts!“ – „Wie du willst. Aber Raita hat doch nicht unsere Musikanten zur Begleitung, wenn sie tanzt.“ – „Sie tanzt zur Musik des Indien unserer Tage.“ – „Indien?“ – „So nennen wir bei uns das Land, in dem ihr hier lebt.“ – „Aha. – Schau, der Dschungel lichtet sich. Gleich wirst die Felder der Bauern sehen, die unsere Stadt mit Obst, Gemüse und Reis versorgen. Chandranooga liegt dort im Süden, wir werden noch eine Stunde wandern müssen.“

Als sie hinaus in die Felder traten, löste Lela ihre Hand aus Jürgens. „Wo ist der Fluss?“, fragte dieser neugierig. „Er fließt durch die Stadt“, erklärte Lela. „Liegt die Stadt, aus der du kommst, auch an einem Strom?“ – „Ja. Aber er ist schmutzig.“ Das junge Mädchen staunte. „Schmutzig? Wie reinigt ihr denn dann euch und eure Kleidung?“ – „Wir haben eine ‚Kanalisation‘, das heißt, Wasser fließt in Rohren durch unsere Städte und Häuser. Die Verschmutzung des Flusses hängt mit unserer Wirtschaftsform zusammen.“ – „Gibt es denn verschiedene Formen der Wirtschaft? Aber ja, da fällt mir ein, dass die Sedani, die im Dschungel leben, die Tiere des Waldes jagen und die Früchte der Bäume sammeln. Wir aber töten niemanden – keinen Menschen, kein Tier. Das widerspricht unserem Glauben.“ – „In unserem Glauben hat Gott den Menschen die Tiere zur Speise gegeben.“ – „Wie entsetzlich! Was ist das für ein Gott? Habt ihr keine Göttin, wie wir?“ – „Wir haben keine. Nur eine Jungfrau, die den Sohn Gottes geboren hat.“ – „Nein, wirklich! Du musst mir später mehr darüber erzählen.“

Auf den Feldern wuchsen Auberginen, süße Kartoffeln und andere Gemüsesorten, die Jürgen nicht kannte. Außerdem gab es verschiedene Obstbäume. Die Reisfelder waren ausgedehnt. „Ihr scheint keinen Mangel zu leiden“, stellte der Besucher fest. „Womit bezahlt ihr die Bauern?“ – „Wir tauschen gegen ihre Produkte Stoffe, Schmuck, Tongefäße und anderes mehr. Manchmal erhalten sie auch Geld von uns.“ – „So, ihr habt tatsächlich Geld. Ich wollte es meiner Mutter nicht glauben. Wofür verwendet ihr es sonst noch?“ – „Wir treiben Handel mit anderen Städten. Wir kaufen die Ziegel, aus denen wir unsere Häuser bauen und den Schiefer, mit dem wir ihre Dächer decken.“ – „Schau an. Welches Gewerbe treibt denn dein Vater? Mein Großvater muss Goldschmied gewesen sein.“ – „Das ist richtig. Auch

mein Vater ist Goldschmied und der Vater meines Vaters, der verstorben ist, war es ebenfalls.“ – „Deine Mutter ist zu Hause wie meine?“ – „Sie arbeitet zu Hause. Nina webt die Stoffe für unsere ‚Kutais‘, das sind die Gewänder, die bei uns Frauen wie Männer tragen.“ Jürgen murmelte betroffen: „Nina? Deine Mutter heißt auch Nina?“ – „Wer sonst heißt Nina? Ich kenne keine andere als Mutter.“ – „Aber ich kenne eine... nun gut, ich muss es dir irgendwann doch sagen: Ich bin verlobt mit einer jungen Frau, die Nina heißt. Ich habe sie kennen gelernt bei einer der Tanzstunden meiner Mutter.“ Lela spürte einen Schmerz im Herzen und schalt sich im Stillen eine Törlin. Was wollte sie denn? Ihre Miene verschloss sich. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, beschleunigte sie ihren Schritt so sehr, dass der junge Mann kaum mithalten konnte. Eine halbe Stunde später erreichten die beiden Wanderer das nördliche Stadttor von Chandranooqa.

Lela teilte den Wachen mit, dass sie einen Besucher mitbringe, der von sehr weit her komme. Einem der Männer trug sie auf, vorauszuweichen und ihre Eltern zu benachrichtigen. Während sie mit Jürgen durch die schmalen Gassen schritt, breitete sich die Nachricht über den Fremden in Windeseile aus. Schon folgte Lela und ihrem Begleiter eine summende Menschentraube. Jürgen amüsierte dies; er genoss das Bad in der Menge, winkte den Leuten freundlich zu. Sie durchquerten den ganzen Ort, denn das Haus von Lelas Eltern befand sich in der Nähe der südlichen Stadtmauer. Nina und Adan standen in der Haustür, um ihre Tochter und den Besucher zu begrüßen. „Mitbürgerinnen und Mitbürger“, rief Lela, „geht jetzt bitte nach Hause. Dieser junge Mann hat eine weite Reise hinter sich. Er braucht Ruhe. Morgen wird er euch Gelegenheit geben, mit ihm zu sprechen. Geht, bitte!“ Die Menschen wichen unschlüssig ein paar Schritte zurück, blieben stehen und führten ihre erregten Gespräche fort. „Freunde!“, ergriff Jürgen das Wort, „es ist so, wie Lela es zugesagt hat: Morgen könnt ihr mit mir reden.“ – „Er kennt unsere Sprache“, wunderten sich die Leute, „wenn er sie auch fremdartig ausspricht. Lasst uns heimkehren, wenn wir ihn morgen sehen dürfen.“

„Willkommen in unserem Hause, Reisender“, begrüßte Nina den jungen Mann. „Komm herein und lass es dir gut gehen! Wir haben ein bescheidenes Essen vorbereitet; du bist gewiss hungrig.“ Jürgen betrat das Haus, das aus



einem einzigen fast leeren Raum bestand. Unter dem Fenster sah er einen gemauerten Herd, außerdem gab es zwei hölzerne Truhen, in welchen, wie er durch seine Mutter wusste, die Bewohner Decken, Matten und ihre Kutais aufbewahrten. Adan hatte Matten am Boden ausgebreitet. Auf der mittleren standen Tongefäße mit Reis und verschiedenen Gemüsen. Jürgen unterdrückte die Sehnsucht nach einem saftigen Steak und langte kräftig zu, da er wusste, dass die Bewohner von Chandranoooga sehr gastfreundlich waren. Während er sich bediente, schaute die Familie ihm wohlwollend zu. Nina und Adan hatten schon gegessen, Lela pflegte am Abend zu fasten. Nachdem der Gast das Mahl beendet und Adan das Geschirr entfernt hatte, saßen das ältere und das junge Paar beim Schein eines Talglichts im Kreise. Jürgen räusperte sich. „Herzlichen Dank für dieses wunderbare Essen. Ich glaube, es wird Zeit, dass ich mich vorstelle. Ihr beide erinnert euch sicherlich an Raita?“ – „Raita, die dem Gott in seinem Vogel folgte?“ – „Er war kein Gott und es war auch kein Vogel. Mein Vater Wolfram besuchte Chandranoooga vor 30 Jahren mit einem Gerät, das durch die Zeit reisen kann. Ich bin sein und Raitas Sohn Jürgen.“ Nina und Adan starrten ihn ungläubig an. „Raitas Sohn?! Dann bist du auch mit einem solchen Vogel gekommen, wie ihn Wo... wie heißt dein Vater?“ – „Wolfram.“ – „... wie ihn Wolfram ritt?“ – „Ganz richtig. Ich werde meine ‘Zeitmaschine’ morgen allen zeigen, die sie sehen wollen.“ – „Das wird die ganze Stadt sein.“ – „Ich werde sie der ganzen Stadt zeigen. Vorher aber möchte ich meine Großeltern sehen.“ – „Es ist schon spät. Sie werden schlafen gegangen sein.“ – „Dann also morgen früh. Wäre das möglich?“ – „Gewiss“, sagte Adan. „Möchtest du uns nicht ein wenig über jene ferne Welt erzählen, aus der du kommst?“ – „Ich werde euch zunächst ein paar ‚Fotografien’ zeigen. Schaut!“

Jürgen zog eine kleine Mappe aus der Hosentasche und hielt der Familie als erstes ein Foto seiner Mutter hin. „Das ist ja Raita!“, rief Nina verblüfft. „Warum hältst du sie in diesem Blatt gefangen? Warum ist sie so klein?“ Jürgen schmunzelte. „Ich halte sie nicht gefangen! Es ist kein Zauber, wie du vielleicht denkst. Gibt es bei euch nicht Künstler, die Bilder malen?“ – „Ja, aber was hat das mit diesem Blatt zu tun?“ – „Nun, es gibt bei uns ein Gerät, eine Art Werkzeug, das mit Licht Bilder malen kann. Ich werde euch so ein Gerät morgen zeigen, wenn wir meinen ‚Vogel’ gemeinsam anschauen.“ – „Hast du noch mehr solcher Blätter mit Bildern?“ – „Natürlich. Hier ist ein

‚Foto‘ von unserem Haus in Neustadt; ihr könnt auch einen Teil des Gartens darauf sehen.“ – „Was für ein großes Haus und welche fremdartigen Pflanzen in diesem Garten! Ist denn bei euch *alles* anders?“ – „Die Menschen sind Menschen“, lächelte Jürgen. Dann bat er, sich schlafen legen zu dürfen.

Früh am nächsten Morgen holte Lela Jürgens Großvater Kukuru und seine Großmutter Zaide ins Haus. In den Straßen warteten schon zahlreiche Menschen. Lela kündigte ihnen das Zusammentreffen mit dem Besucher für den Mittag an. Kukuru und Zaide betrachteten ihren Enkel zunächst mit etwas Scheu, dann schlossen sie ihn herzlich in die Arme. „Junge, lass mich schauen, ob du deiner Mutter ähnlich siehst... ja, du hast ihre Augen und ihren Mund“, freute sich Kukuru. Jürgen holte erneut seine Fotos hervor, gab dieselben Erläuterungen ab wie am Vorabend. „Raita hat sich nur wenig verändert“, stellte Zaide zufrieden fest. „Wie lebt sie denn dort... in der Zukunft?“ – „Sie versorgt das Haus und den Garten“, erklärte Jürgen. „Das erfordert bei uns viel Arbeit, schaut, so sieht es in unserer Wohnung aus.“ Seine Verwandten und die Familie Lelas beugten sich über mehrere Bilder, die das Innere des Hauses der Familie Schoeller zeigten. „Was sind das für sonderbare Gegenstände, die die Zimmer ganz ausfüllen?“, wollte Lela wissen. „Dafür gibt es in eurer Sprache keine Bezeichnungen. Diese Gegenstände dienen zum Sitzen, Essen, Schlafen und zum Aufbewahren von Geschirr und Kleidern. Sie heißen ‚Möbel‘. Die mattenähnlichen Dinge auf dem Fußboden nennt man ‚Teppiche‘.“ Jürgens Publikum war beeindruckt. „Und in dieser Umgebung soll Raita sich wohl fühlen?“, fragte Zaide zweifelnd. „Sie hat sich daran gewöhnt“, antwortete ihr Enkel. „Sie weiß, dass sie nicht zu euch zurückkehren kann. Sie müsste sterben, wenn sie die Reise zurück in der Zeit antreten würde.“ – „Oh, nein!“ – „Ja, leider. Wer von euch mit einem von uns in die Zukunft reist, bleibt für immer dort.“

Für ein paar Minuten herrschte Schweigen im Raum. Dann fragte Jürgen, ob man noch weitere Fotos anschauen wolle. Als alle neugierig bejahten, zeigte er ein paar Ansichten von Neustadt: den Dom, die Altstadt, die Bürohochhäuser, die Straßen mit den Autos, Motorrädern und Fahrrädern, den Zoo. „Dort also haltet ihr die Wildtiere gefangen“, sagte Lela, die sich die Bilder genau anschaute. „Ihr solltet sie in Freiheit leben lassen!“ – „Manche dieser Tiere sind in ihrem Überleben bedroht. Sie im Zoo zu halten, ist oft die

einzigste Möglichkeit, um das Fortbestehen ihrer Art zu sichern.“ – „Und warum sind diese Tiere bedroht?“ – „Das erzähle ich dir später“, wick Jürgen aus. Er zog es vor, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die Autos zu lenken. Dass solche Kisten auf Rädern ohne Zugochsen fahren konnten, schien diesen unglaublich. „Aber diese Autos sind noch gar nichts im Vergleich zu unseren Flugmaschinen, die wiederum primitive Geräte sind gegenüber meinem silbernen Vogel, mit dem ich hierher gekommen bin.“ Der junge Besucher aus der Zukunft war offensichtlich sehr stolz auf die Errungenschaften seiner Zeit.

Anschließend versuchte Jürgen mit mäßigem Erfolg, seinen Großeltern und Lelas Familie die Funktionsweise einer modernen Gesellschaft zu erläutern. Die Menschen von Chandranooqa konnten sich keine Vorstellung machen von Wirtschaftskonzernen, einer bürokratischen Verwaltung, dem parlamentarischen System, Schulen und Universitäten. Nach einer Weile kam der junge Mann auf den Gedanken, dass es wohl sinnvoller wäre, seine Zuhörer nach dem Aufbau der Bürgerschaft ihrer Stadt zu fragen. „Das weiß dir am besten die Weise Priesterin zu erklären“, beschied ihn Lela. „Ich werde dich ihr morgen vorstellen.“

Inzwischen war es Mittag geworden. Eine Abordnung der Bürger von Chandranooqa klopfte an. Man bat den fremden Besucher, dass er sich ihnen jetzt zeigen möge, sie seien alle auf dem Marktplatz versammelt. Jürgen begab sich mit Lela, deren Eltern, Kukiru und Zaide dorthin. Das Gemurmel der Menge verstummte, als der junge Mann erschien. „Bewohner von Chandranooqa“, begann Jürgen, „ich bringe euch Grüße aus einer fernen Zukunft. 7000 Jahre liegen zwischen eurer Zeit und unserer. Ganz besonders überbringe ich euch Grüße von einer Frau, die manchen von euch noch bekannt ist: meiner Mutter Raita. Vor 30 Jahren besuchte euch mein Vater Wolfram. Er kam mit demselben Silbervogel wie heute ich; Mutter verließ euer Land mit ihm. Raita geht es sehr gut; sie ist glücklich, wenn sie ihre Heimat auch vermisst. Leider konnte sie mich nicht begleiten, denn das hätte ihren Tod bedeutet. Wenn ihr mir jetzt zu meiner Maschine folgen wollt, mit der ich durch die Zeit geflogen bin? Dort werde ich euch ein wenig über unsere Welt berichten.“

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung und erreichte nach zwei Stunden den Ort, wo Jürgen am Vortage gelandet war. Die Menschen wagten es nicht, näher als 50 Schritte an die Zeitmaschine heranzugehen. „Kommt her zu mir!“, forderte der Reisende sie auf, „ich möchte eine Leinwand aufbauen und euch Abbildungen unserer Wirklichkeit zeigen.“ Nachdem er einen Diaprojektor aus der Flugmaschine geholt hatte, führte er ähnliche Fotos vor wie diejenigen, die er am Morgen seinen Verwandten und Gastgebern gezeigt hatte. Während er diese erläuterte, herrschte feierliches Schweigen. Die Chandranoooger schwiegen auch noch, als Jürgen geendet hatte. Nach einer Weile fragte ein alter Mann, welche Zauberhand die Bilder auf die Leinwand gemalt habe. „In unserer Zeit gibt es keinen Zauber“, erklärte Jürgen. „Diese Bilder machen wir mit einem solchen Gerät.“ Er zeigte seinen Fotoapparat hoch. „Es arbeitet mit dem Licht, alles geht dabei mit natürlichen Dingen zu. Willst du das Gerät einmal in die Hand nehmen?“ Der Alte trat zögernd vor und berührte die Kamera mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand. „Es fühlt sich hart und kalt an“, teilte er seinen Mitbürgern mit. Andere drängten sich heran, schließlich wanderte der Apparat von Hand zu Hand. Die Menschen behandelten ihn so behutsam wie ein rohes Ei. „Wer möchte, darf jetzt das Innere meines Silbervogels besichtigen. Kommt bitte in Dreiergruppen, für mehr Leute ist drinnen kein Platz.“ Nur etwa 60 Männer, Frauen und Kinder nahmen dieses Angebot wahr, die übrigen ängstigten sich zu sehr. „Wenn ihr Musik aus meiner Heimat hören wollt“, sagte der junge Mann zu ihnen, „kann euch dieses Gerät etwas vorspielen.“ – „Wieder so ein magisches Ding“, murmelten manche, doch dann scharten sie sich um den Kassettenrekorder und lauschten staunend einer Aufnahme von Händels „Wassermusik“.

Es dämmerte, als der Besucher aus der Zukunft seine Vorführungen beendet hatte. Man machte sich auf den Weg zurück nach Chandranoooga, wobei Jürgen mit einer Reihe von Bürgern sprach und besondere Freude an ein paar älteren Kindern hatte, die viele neugierige und kluge Fragen stellten. Als die Menge sich dem Stadttor näherte, gesellte sich Kukiru zu seinem Enkel: „Junge, ich denke, es ist selbstverständlich, dass du für die Dauer deines Aufenthaltes bei deinen Großeltern wohnst. Magst du gleich

mitkommen, oder hast du noch Gepäck bei Nina und Adan?“ – „Ich habe eine kleine Tasche“, erwiderte Jürgen, „die würde ich mir gerne abholen, aber...“ Er ertappte sich dabei, wie er rot wurde. Kukiru begriff sofort. „Lela, hab ich Recht? Ja, sie ist ein ganz besonderes Mädchen.“ – „Du hast es erraten, Großvater. Sie gefällt mir sehr.“ – „Du kannst sie noch oft treffen – für wie lange wirst du hier bleiben?“ – „Vier Wochen sind vorgesehen.“ – „Siehst du. Dann lass uns jetzt deiner Freundin und ihren Eltern Bescheid sagen.“

Über Lelas Gesicht schien sich ein Schatten zu legen, als ihr Jürgens Wohnungswechsel mitgeteilt wurde, doch sie meinte: „Ja, es versteht sich, dass du zu deinen Großeltern ziehst. Gehst du trotzdem morgen mit mir zur Weisen Priesterin Udila?“ Jürgen hätte sie am liebsten heftig umarmt und geküsst. Wieder wurde er rot und schämte sich entsetzlich. Wie konnte er als Mann sich so bloßstellen? Mühsam brachte er hervor: „Ja, gewiss. Mutter hat mir so viel über sie berichtet. Ich möchte sie gerne kennen lernen.“ Das junge Mädchen wurde von einem Glücksgefühl überwältigt. Sie war Jürgen offenbar nicht gleichgültig! „Ich freue mich“, lächelte sie ihm zu, „ich freue mich sehr.“ – „Ich freue mich auch, Lela.“ Schweigend kehrten sie Seite an Seite zum Hause ihrer Eltern zurück.

In dieser Nacht fanden beide keinen Schlaf. Lela spürte, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. In ihrem Herzen wühlte ein dumpfer Schmerz, ihre Gedanken drehten sich wie ein quälendes Karussell im Kreise. Lela, die Weise Priesterin?! Im nächsten Sommer, zur Sonnenwende, hätte sie von Udila in ihre Würde eingesetzt werden sollen. Sie hatte von ihr gelernt, das Heilige Feuer zu hüten, sie beherrschte den rituellen Tanz und kannte sich am Sternenhimmel aus. In dem noch verbleibenden Jahr hätte die jetzige Weise Priesterin sie in die Verwaltung des Gemeinwesens eingeführt. Was sollte aus dieser so sicher erschienenen Zukunft werden? Lela konnte es drehen und wenden, wie sie wollte – sie war unmöglich geworden. Warum? Die Antwort hieß „Jürgen“. Sie liebte ihn! Sie hatte keine Vorstellung davon gehabt, wie gewaltig und bedingungslos eine solche Liebe sein konnte. Wenn er nur wollte, würde sie keine Sekunde zögern, es seiner Mutter Raita gleichzutun und ihm in die Zukunft zu folgen. Wollte er nicht... daran durfte sie nicht denken! Andererseits ahnte sie auf Grund von Jürgens Schilderungen, wie schwierig sich das Leben dort für sie gestalten könnte. War es für sie

möglich, eine zweite Raita zu werden? Als der Morgen dämmerte, stand ihr Entschluss fest: Sie würde es wagen, immer vorausgesetzt, dass er sie mit sich nähme.

Jürgen versuchte verzweifelt, sich über seine Gefühle klar zu werden. Es war offensichtlich, dass er sich in Lela verliebt hatte: auf den ersten Blick, wie in einem Kitschroman. Er sah ihre zierliche Gestalt vor sich, ihr liebliches Gesicht, rief sich die Szene ins Gedächtnis zurück, wie sie den Tiger streichelte – was für eine Frau! Wäre da nicht Nina gewesen, Nina mit den roten Haaren und den Sommersprossen, Nina, die passionierte Literaturwissenschaftlerin, die ihn immer wieder mit ihrem Geist überraschen konnte ... Sie hatten sich noch in diesem Jahr das Jawort geben wollen, kurz nach seiner Heimkehr von der Zeitreise. War es denn möglich, zwei Frauen gleichzeitig zu lieben? Er lauschte in sich hinein, spürte eine große Leidenschaft für Lela, eine auf Vertrautheit beruhende Zärtlichkeit für Nina – welche Empfindung hatte mehr Aussicht auf Dauer? Nähme er Lela mit sich in seine Zeit, wie würde sie sich dort zurechtfinden? Würden sie sich nach einem Jahr noch etwas zu sagen haben? Mit Nina würde es ihm niemals an Gesprächsstoff fehlen, das war sicher. Aber Lela in Chandranooqa zurücklassen? Der Stachel in seinem Herzen würde ihn sein Leben lang quälen, der Schatten der Frau aus der Vergangenheit würde zwischen ihm und Nina stehen. Jürgen kam in dieser Nacht zu keiner Entscheidung. Er versuchte, sich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass er ja noch vier Wochen Zeit habe. Am Morgen fühlte er sich matt und zerschlagen.

Als Jürgen mit seinen Großeltern beim Frühstück saß, trat Lela in den Raum: „Guten Morgen, Kukiru, Zaide. Jürgen, die Weise Priesterin hält sich den heutigen Tag für dich frei. Wenn du gegessen hast, möchte ich dich bitten, mit mir zum Tempel zu kommen. Udila wartet auf uns.“ Jürgen betrachtete das Mädchen, für einen Augenblick fielen alle Zweifel der vergangenen Nacht von ihm ab. „Wie schön du bist, Lela!“, sagte er andächtig. Sie blickte ihn an – in ihren Augen las er all ihr Gefühl. Dennoch nahm er sie auch jetzt nicht in die Arme – er wollte ihr keine Hoffnungen machen, die er später vielleicht würde enttäuschen müssen.

Der Tempel lag in der Stadtmitte, neben dem Marktplatz. Es war ein geräumiger runder Ziegelbau, etwa zehnmal so groß wie ein chandranoogisches Wohnhaus. Die Weise Priesterin lebte hier; sie hatte keine andere Wohnung. Nachdem Jürgens Augen sich an das Dämmerlicht im Inneren gewöhnt hatten, entdeckte er in der Mitte des Raumes einen Herd, vor dem im Lotussitz, mit geschlossenen Augen, eine Frau saß. Sie war sehr alt. „Ist der Jüngling aus dem Silbervogel hier, mein Kind?“ – „Er ist hier, Udila und beehrt mit dir zu sprechen.“ Die Weise Priesterin versank in Schweigen, das junge Paar stand ehrerbietig wartend vor ihr. Als sie wieder zu reden begann, waren ihre Augen immer noch geschlossen. „Du wirst diese meine Tochter mit dir nehmen in eine Welt, die nicht die ihre ist, Fremder. Ich halte sie nicht zurück, denn sie liebt dich mehr als jede andere dich lieben kann. – Wer bist du?“ Jürgen hätte beinahe gefragt, warum sie das nicht wisse, da sie doch offenbar prophetische Gaben besitze, aber er hielt sich zurück. Eine solche Rede wäre mit Sicherheit ungehörig gewesen. „Ich heiße Jürgen. Meine Mutter ist Raita, die meinem Vater Wolfram vor 30 Jahren in unsere Zeit gefolgt ist.“ – „Raitas Sohn. Das freut mich sehr. Ich konnte es nicht erkennen; die Sterne sprachen keine deutliche Sprache. Sage mir, Jürgen, Raitas Sohn, was empfindest du für meine Tochter Lela?“ Jürgen zögerte. Lela war anwesend – wie konnte er seine wahren Gefühle offen legen? „Du liebst sie, aber da ist noch jemand, habe ich Recht?“ „Haben dir das auch die Sterne verraten?“ Ein leises Lächeln verschönerte das Gesicht der alten Frau. „Nicht die Sterne. Dein Herz hat es mir verraten, und wenn du mich jetzt in dein Angesicht schauen lässt, wird es mir meine Vermutung bestätigen.“ Udila öffnete die Augen. Sie sah Jürgen aufmerksam an. „Es ist so, nicht wahr, mein Sohn?“ Der junge Mann senkte den Blick, ohne zu antworten. „Er hat eine Verlobte daheim“, erklärte Lela mit Tränen in der Stimme. „Eine Verlobte“, sagte die Weise Priesterin, „das ist ernst. Dann kann ich dir nur eines raten. Prüfe dich, und prüfe dich gründlich! Ich weiß, du wirst am Ende Lela mit dir führen, aber vorher prüfe dich!“ Jürgen sah, dass das Mädchen sehr litt; ihr Schmerz schnitt ihm ins Herz. „Liebste“, flüsterte er und nahm ihre beiden Hände in seine, „es tut mir so Leid!“

Die beiden jungen Menschen und die alte Frau schwiegen gemeinsam. Von Udila ging eine starke Strahlung aus; Jürgen erlebte, wie sich Friede in ihm ausbreitete. Plötzlich erschien ihm alles einfach und klar: Sie hatte gesagt,

dass er Lela mitnehmen werde, so wollte er das auch tun. Lela empfand Vertrauen und Trost... sie würde an seiner Seite leben, alles musste gut werden. „Udila, wer aber soll deine Nachfolgerin sein?“, fragte das junge Mädchen endlich. „Ich habe lange gesucht, zuletzt bin ich auf einen Jüngling gestoßen, der...“ – „Einen Jüngling?“, unterbrach Lela überrascht. „Wird es zum ersten Male in der Geschichte unseres Volkes einen Weisen Priester geben?“ – „Das ist richtig. Ich fand kein geeignetes Mädchen, deshalb habe ich mich nach einem jungen Mann umgesehen. Du kennst ihn. Es ist dein Cousin Ratna Sen.“ – „Oh, das ist eine gute Wahl! Ratna Sen ist ein glühender Anbeter der Göttin und stets auf das Wohl der Gemeinschaft bedacht. Aber du wirst ihn innerhalb von kurzer Zeit alles das lehren müssen, was du mich im Verlaufe meines ganzen Lebens gelehrt hast. Du hast mir gesagt, dass dein Leben bald zu Ende ginge. Das macht mir Sorgen.“ – „Sorge dich nicht, meine Tochter, weder um mich, noch um den künftigen Weisen Priester. Ich werde genügend Zeit haben, um ihn auf sein Amt vorzubereiten.“ Die beiden jungen Menschen saßen nebeneinander auf dem Fußboden, der Weisen Priesterin gegenüber. Lela fröstelte, Jürgen legte instinktiv den Arm um sie und drückte sie leicht an sich. Udila lächelte. „Ihr beide gebt ein wunderbares Paar ab“, sagte sie voller Wohlwollen. „Und nun möchte ich wissen, mein Sohn, was eigentlich dich hierher zu uns geführt hat. Die Brautschau war es wohl nicht, oder?“ Der junge Mann erwiderte das Lächeln: „Nein. Der private Grund war, nach meinen Großeltern zu schauen. Der öffentliche war ein zweigeteilter: zum einen, mit meinem ‚Silbervogel‘, der Zeitmaschine, zu arbeiten, zum anderen, Wissenswertes über eure Kultur in Chandranooga herauszufinden. Darum bin ich heute bei dir, verehrte Udila, denn Lela sagte mir, dass du diejenige seiest, die mir am meisten darüber erzählen kann.“ – „Das kann ich wohl“, erwiderte Udila. „Damit du die Geschichte unseres Volkes verstehst, muss ich dich zunächst an ihren Ursprung heranzuführen: die Erschaffung der Welt durch die Namenlose Göttin.“ – „Ein Mythos? *Der* soll eure Geschichte erhellen?“ – „Ohne diesen ‘Mythos’, was immer du darunter verstehst, ist sie nicht zu begreifen.“ – „Dann erzähle ihn, ich bin gespannt.“

„Vor zehnmal tausend Jahren erschuf die Göttin–Ohne–Namen Himmel und Erde. Sie erschuf sie aus der Milch, die damals den Weiten Raum erfüllte. Diese Milch rührte die Göttin mit Hilfe der Kosmischen Schlange zu



Butter, dann formte sie aus der Butter Sonne, Mond und Sterne. Auch die Erde und alle Lebewesen auf ihr wurden aus demselben Material erschaffen. Anschließend hauchte die Göttin der ganzen Schöpfung Leben ein, seither atmen Himmel und Erde aus Ihrem Atem. Das ist der Grund, warum Menschen, Tiere und Sterne Geschwister sind. Das ist auch der Grund, warum es unserem Volk nicht erlaubt ist, irgendein Lebewesen zu töten. Unsere Nahrung sind die Früchte des Waldes und des Feldes.“ – „Ein interessantes Bild von der Entstehung der Welt“, sagte Jürgen und bemühte sich, nicht ironisch zu klingen. „Dazu habe ich aber zwei Fragen. Erstens ist mir die Rolle der Kosmischen Schlange nicht klar. Woher kommt sie – wurde sie *nicht* erschaffen? Zweitens verstehe ich nicht, welche Bedeutung diese ‚Milch‘ hat, die zu ‚Butter‘ geschlagen wurde. Kannst du diese Dinge näher erläutern?“ – „Zunächst zur Kosmischen Schlange. Diese ist kein Geschöpf, wie der Mensch oder die Tiere, sondern eine göttliche Wesenheit; du kannst sie, wenn du willst, das ‚Männliche Prinzip‘ nennen. Die Schlange wie die Göttin existieren schon immer, jede ist in sich EINS. ‚Die Schlange ist die Göttin, und die Göttin ist die Schlange‘ – auch diese Aussage darfst du machen, denn es ist ebenso wahr, dass beide zusammen EINS sind. Willst du noch mehr hören?“ – „Nein, danke“, wehrte Jürgen ab, „Philosophie ist noch nie meine Stärke gewesen.“ – „Nun, so will ich dir jetzt etwas über den Urgrund der Schöpfung sagen. Die ‚Milch‘, die dieser Urgrund ist, kommt aus der Göttin wie aus der Schlange und hat keine materielle Qualität. Es handelt sich um geistige Substanz, aber dies ist ein Geheimnis, das nur wenige Menschen kennen oder gar verstehen. Die Wahrheit ist, dass uns über die Entstehung des materiellen Kosmos nichts bekannt ist. Unser Volk glaubt, dass die ‚Butter‘ Materie sei, und das ist gut so, denn anders können die Menschen nicht vom Töten abgehalten werden.“ – „Mich wundert, dass dies überhaupt möglich ist. In der Welt, aus der ich komme, ist das Töten unter bestimmten Bedingungen erlaubt. Ich erzählte Lela schon, dass unser Gott uns die Tiere zur Speise gegeben hat. Unsere Geschichte ist eine Geschichte von Kriegen und im Kriege dürfen auch Menschen getötet werden. Allein in dem Jahrhundert, dem ich zugehöre, gab es zwei davon, die so verheerend waren, dass eure schlimmste Fantasie sie sich nicht vorstellen kann.“

Die Weise Priesterin betrachtete das Feuer im Herd. „So wird also unser Glaube nicht überdauern?“ – „Ich fürchte, nein. Zwar gibt es in meiner Zeit

hier in Indien und überall auf der Welt Menschen, die kein Fleisch essen, auch wird der Sohn unseres Gottes in 5000 Jahren von hier Gewaltlosigkeit und Friedfertigkeit predigen, aber die dunkle Seite des Menschen verschafft sich Geltung, daran kommt niemand vorbei.“ Lela schauderte. „Du, meine Tochter, sollst in jener fernen Welt, von der unser Freund hier spricht, Botschafterin sein der Werte, die uns in Chandranooqa heilig sind“, sagte Udila. „Nun aber will ich dir darüber berichten, wie unser Volk entstand und wie es lebt. Die erste Frau, die die Göttin erschuf, wurde von ihr ‚Udila‘ genannt, das bedeutet ‚Weise Priesterin‘. Udila war die Stammutter der Menschen; sie vermehrte sich, indem sie sich zunächst in eine Frau und einen Mann teilte, in welchen Gestalten sie Tausende von Kindern zeugte und gebar. Die Kinder waren so zahlreich, dass ein Teil von ihnen die Eltern verließ, um an allen Orten der Erde Niederlassungen zu gründen. Noch heute blüht der Handel zwischen ihnen und uns.“ Jürgen nickte. „Aha. Sei mir nicht böse, aber das ist nicht das, was wir in meiner Zeit unter ‚Geschichte‘ verstehen. Über die ‚historische‘ Wahrheit in unserem Sinne weißt du wohl nichts? Gibt es bei euch keine Geschichtsschreibung?“ Udila runzelte die Stirn. „Was soll das sein?“ – „Aufzeichnungen über wichtige Ereignisse im Leben einer Gesellschaft.“ – „Nein, solches kennen wir nicht. Wozu soll es nütze sein? Die Wahrheit lebt in der Erinnerung der Menschen! Unsere Kaufleute verwenden die Schrift zur Erleichterung ihrer Arbeit, ich jedoch benutze sie, um Aufzeichnungen über den Stand der Sterne zu machen.“ – „Ich sehe. Na ja, ich vergesse leider manchmal, mit welcher Zeit ich es hier zu tun habe. Ich kann nicht erwarten, mit dir wie mit einer ‚Kollegin‘ sprechen zu können.“ – „Eine ‚Kollegin‘?“ – „Das ist eine Frau, die denselben Beruf ausübt wie ich.“ Die Weise Priesterin lachte leise. „Ich deine Kollegin? Nein, die bin ich nicht. Aber ich kann nicht sehen, inwiefern ich deswegen zu tadeln wäre.“ Jürgen wand sich vor Verlegenheit. „Verzeih, ich wollte nicht unverschämt sein. Soll ich dir nun etwas von dem Wissen unserer Zeit mitteilen?“ – „Jetzt muss ich mich meinerseits entschuldigen“, lächelte Udila fröhlich, „denn ich möchte nichts davon hören. Erzähle es Lela, erzähle es den Menschen in der Stadt; für mich wäre dieses Wissen Ballast, mit dem ich meinen Geist nicht mehr befrachten will. Meine Tochter hingegen wird es nötig haben, solches mit dir zu teilen. – Du willst wissen, wie unsere Gesellschaft aufgebaut ist.“

Jürgen erkundigte sich, wer sich in Chandranooga um die Belange der Gemeinschaft kümmere. „Dafür ist die Weise Priesterin da. Sie vermittelt in Streitfragen aus dem täglichen Leben, in den wirtschaftlichen Beziehungen, oder was sonst noch anfallen mag. Unsere Bürgerschaft besteht aus Freien und Gleichen, Frau steht nicht über Mann und Mann nicht über Frau, der Bauer ist nicht mehr wert als der Handwerker, der Handwerker nicht mehr als der Kaufmann.“ – „Und das ist möglich, ohne bewaffnete Kräfte, die für Ordnung sorgen und eure Stadt nach außen verteidigen?“ – „Einer Verteidigung bedurfte es bisher nicht. Wenn Menschen von draußen an unserem Reichtum teilhaben wollen, dann verhandle ich mit ihnen. Manchmal schenken wir ihnen einfach, was sie brauchen. Wir laden sie aber auch ein, bei unseren Handwerkern, Bauern und Kaufleuten in die Lehre zu gehen, damit sie selber Güter herstellen und erwerben können.“ – „Unvorstellbar! Aber eine Ordnungskraft im Inneren

(...)

Ende der Leseprobe